

Der Scharlatan Hanussen

Bemerkungen zu einem wichtigen O.-W.-Fischer-Film / Von Hans Schaarwächter

Wenn es wahr ist (und es ist wahr), daß der Großteil der Lichtspielbesucher aus Jugendlichen besteht, so ist es klar, daß der Name des Hellsehers Hanussen zunächst nur zu der vorgerückten Generation spricht. Im dritten Jahrzehnt tauchte der Name immer häufiger auf, schließlich wurde der Scharlatan mit den tief in die Stirn hineingewachsenen schwarzen Haaren zum Star von Varieté Bühnen. In Berlin fiel seine Glanzzeit in die Jahre vor der Hitlerschen Machtergreifung, und es konnte nicht ausbleiben, daß die Bonzen, auch Hitler selbst, von ihm etwas (Günstiges natürlich!) über ihre Zukunft zu erfahren wünschten. Denn totalitäre Helden sind abergläubisch. Hier nun sollten sie sich ein einziges Mal in dem Scharlatan täuschen. Er machte ungünstige Voraussagen für Hitler und sah auch den Reichstagsbrand „voraus“. Das brach ihm den Hals oder genauer gesagt, das bescherte ihm gleich nach der Gleichschaltung den Schuß ins Genick. Ob Hanussen eine kühne Warnung hatte aussprechen wollen oder ob er es aus Hybris tat (denn zweifellos war er sehr selbstherrlich), dürfte kaum zu klären sein.

Als nun vor einiger Zeit berichtet wurde, O. W. Fischer wolle Hanussen spielen und auch selbst Regie führen, war man nicht sonderlich erstaunt, wo man es doch eigentlich hätte sein müssen, denn der wahre Hanussen lag weit unterhalb seines intellektuellen und ästhetischen Niveaus. Weshalb aber war man nicht erstaunt? Weil ein Hellseher zumindest faszinierend sein muß, und das zu sein hatte noch niemand O. W. Fischer abgesprochen. Ein Heilseher, wie man ihn sich vorstellt, muß auch sonnambul sein. Auch diese Fähigkeit hatte O. W. Er mußte ein „Rattenfänger“ sein, denn das waren die Scharlatane von dem aus Hameln bis zu Hitler immer gewesen und sicherlich würde auch das O. W. spielen können, allerdings — und das sei noch einmal betont — nur auf einem „edleren“ Niveau. In unseren Zeitläuften, wo die Nachfahren „geschichtlicher Persönlichkeiten“ unentwegt gegen bühnen- oder filmmäßige Nachgestaltungen protestieren, hätte bei Hanussen wohl keiner das getan, denn das Andenken an ihn konnte durch einen solchen Darsteller nur gewinnen. Es konnte mehr aus ihm machen als er war.

So also wunderte man sich nicht über O. W. Fischers Wahl, zumal der Filmautor Gerhard Menzel dazugestoßen war und man mit bedeutenden Nebenspielerinnen rechnen durfte. Mir persönlich gefiel sogar — ausnahmsweise! — die Verdoppelung der Funktionen O. W.'s (Hauptdarsteller und Regisseur!) —, da ich mir bei der Darstellung eines Hellsehers eine wünschenswerte Doppelsichtig- und -schichtigkeit errechnete.

Und nun kam der Film. Die Ur war in Ber-

lin, wo man noch lebendige Erinnerungen an Hanussen hat. Am zweiten Tage lief der Film, von O. W. Fischer begleitet, in Köln an, wo ich ihn sah. Erfüllt er, was er versprach? Ich glaube ja.

Schön ist, und begrüßenswert im Sinne einer weiteren qualitätvollen Entwicklung des deutschen Films, daß Regisseur und Buchautor im künstlerischen Sinne nicht nur, sondern auch im politisch-ethischen Sinn kompromißlos gestaltet haben, so daß man den Eindruck mit nach Hause nimmt, hier sollte nicht nur der Hanussenschen Scharlatanerie, sondern auch der Hitlerschen, die ja mörderisch war und sich eben deshalb an dem „kleinen“ Konkurrenten rächte, der Prozeß gemacht werden. Der Film hat also Charakter. Er beginnt mit der übergangslosen Vorstellung des „harmlosen“ Verblüffers im Vortragssaal, um sich dann in erregenden, manchmal fast abrupten „Stationen“ in die tiefere Welt der Hintergründe, ja, des Wunders vorzuarbeiten. Das eigentliche Wunder in Hanussens Leben ist die Begegnung mit einem jungen weiblichen Wesen, das sein Hellsehwesen haßt und es nicht aufhören wird zu hassen, das ihm aber trotzdem auf Anhieb für eine Nacht verfällt, um dann in Haßliebe als guter Engel in seiner Nähe zu bleiben, was er — ein anderes echtes Wunder — damit vergilt, daß er sie vor der Verhaftung rettet, als er selbst in die Falle geht. Man sieht: hier spricht der Film Harald Braunsche Bezirke an. Oder man mag auch an René Clairs Faust-Deutung („La beauté du diable“) denken.

Das Hitlersche Drama aber wird von hinten nach vorn aufgeklärt. Ohne daß der Zuschauer es bemerkt, befindet er sich plötzlich in jenem braunen und schwarzen Spinnennetz der nazistischen Politik, das den Widerstrebenden auspreßte und die übrigen existieren ließ, um sie in immer kleinerer Spirale dem Zusammenbruch entgegenzutreiben. Hanussen kommt sehr früh um — er steht als Beispiel. So ist also dieser Film um einen Rattenfänger der Varieté Bühne ein authentisches Symbol für den Rattenfänger der politischen Bühne, wobei die Tatsache, daß beide aus Wien und aus dem gleichen Geburtsjahr stammen, nur eine letzte Verblüffung erzeugen kann.

Der Film „Hanussen“ zeigt Hitler nicht im Bilde, hingegen tritt — wie eingeschlichen — einmal der Hauptmann Röhm auf (der andere Mann, den Hitler umbringen ließ). Und nun muß man bewundern, welch' ausgezeichnete Typen den Würger „Staat“ vertreten. Der Regisseur hat (zum ersten Male?) den ganz hervorragenden Ludwig Linkmann als Scholz eingesetzt; da sind hervorragende Chargendarsteller wie Speelmans, Muxeneder, Wastl Witt und Werner Finck (dem man wohl aus Laune ein

Wortspiel konzediert hat — schade!). Da wird Klaus Kinski zu einem Manager Mirko, der sich (über Nacht, so etwas gab's damals) aus gekränkter Eitelkeit in einen Sturmbannführer verwandelt, der den ehemaligen Schützling umlegt.

Der Bildstil des Films — auch davon muß man sprechen — ist bemerkenswert (Bild Helmut Ashley). Er erreicht ohne Mühe eine Bildausdruckskraft, die zuweilen an vorbildliche Stummfilme gemahnt. Das kann man natürlich nur machen mit einem Darsteller, der auch dem Stummfilm gewachsen gewesen wäre (dem guten Stummfilm) — und das ist O. W. Fischer noch einmal.

Der Film stößt zuweilen in Kunstfilm-sphären vor. Er weist mit eindringlichen Beispielen darauf hin, daß, und wie, der deutsche Film das Menschenantlitz wieder entdecken kann und muß. Es war ja schon einmal entdeckt, bis der Ton es in den Hintergrund verwies. Es war bereits ausgelichtet, sprechend gemacht, transparent geworden (Wegener, Veidt, Dreyer). O. W. Fischer hat es wiedergefunden (deshalb auch so sparsamer Text!) — allerdings auch nur, weil er selbst ein Gesicht hat!

Bei so viel Positivem wäre es kleinlich, wollte man einiges intellektuell Überspitzte, manchen zu kühnen Sprung, die etwas zweifelhafte Apotheose, leicht überzogene Ausbrüche in der Sehequal Hanussens, bemängeln. Dieser Film, für den einem jugendlichen Zuschauer die sachlichen Voraussetzungen fehlen — man hat es auch verschmäht, sie durch eine geduldigere Einführung auf eine tragfähige Basis zu stellen —, ist ein Werk, das Ansprüche stellt, ein Film, der die Entwicklung erneut vorwärtstreibt und erneut hoffen läßt (denn er selbst ist ein Teil der Erfüllung).